

er mir einmal freundlich zu, und ich wußte, daß dieses Lächeln der Dank für meine Zeilen sei."

Wieder mußte ich das Tagebuch der armen Schwester Berena schließen, es war tief in der Nacht. Ich suchte mein Lager auf, nicht ohne vorher einen Blick in den Garten gethan zu haben. Heute blieb aber alles still, nur das Hofthor hörte ich vorsichtig schließen, zu erkennen vermochte ich nichts.

### III.

Am andern Morgen schrieb ich an meinen theuren Vater. Von dem geheimen Fache und dem Tagebuche, welches ich in dem Secretär entdeckt hatte, wagte ich allerdings in dem Briefe nichts zu erwähnen, aber ich erzählte meinem Vater, daß ich neulich ganz lebhaft von Onkel Julian geträumt hatte, und seitdem so oft an ihn denken müsse. Schließlich fragte ich in meinem Briefe, ob mir mein Vater sagen könne, was aus Onkel Julian geworden sei, und wo er sich jetzt eigentlich aufhalte.

Nachmittags gieng ich in den Garten, trotzdem wir trübes und unfreundliches Wetter hatten. Ich kam an einem Gemüsebeete vorüber und fand dort Schwester Hedwig beschäftigt, die Raupen von den Kohlblättern zu lesen. Als ich die Novize ansprach, sah ich, daß ihr hübsches Gesichtchen ganz blaß und von Thränen überströmt war.

"Mein Gott, was ist denn geschehen?" fragte ich sie erschreckt. "Ich bin sehr thöricht," gab sie mit zuckenden Lippen zur Antwort. "Ich fürchte mich so sehr vor den Raupen, d. h. sie flößen mir einen so unüberwindlichen Abscheu ein; und weil das die Frau Priorin weiß, muß ich den Kohl abraupen, denn die ehrwürdige Mutter sagt, eine Nonne muß sich vor allem beherrschen können und darf sich in der Erfüllung ihrer Pflicht nie von ihren Neigungen oder Abneigungen beeinflussen lassen."

"Da hat die ehrwürdige Mutter sehr recht," erwiderte ich ernsthaft, während ich die Priorin im Herzen sehr grausam nannte. "Jeder Mensch muß lernen,

sich zu beherrschen, und das hier ist noch lange nicht die härteste Probe, die Ihrer Beherrschungskraft gestellt wird.“

„Ja, aber ich werde krank von dem abscheulichen Raupenlesen.“ klagte Schwester Hedwig.

„Sie Arme!“ rief ich mitleidig aus, „da bleibt nichts anderes übrig, als daß ich Ihnen helfe. Die ehrwürdige Mutter Sybilla kommt jetzt gewiß nicht in den Garten herunter; und sollte sie kommen, so kann ich mit gutem Gewissen versichern, daß es mir ein besonderes Vergnügen gewährt, mich an Ihrer Arbeit zu betheiligen. Der Pflicht, Gewürm zu zertreten, komme ich immer mit Freuden nach. Vielleicht begeistert Sie mein Beispiel, ein Gleiches zu thun.“

Schwester Hedwig schüttelte leicht den Kopf; aber sie lächelte nicht, was sie doch so gern that, trotzdem ich in scherzhaftem Tone gesprochen hatte.

„Wie energisch Sie alles anfangen, Fräulein Teresa,“ sagte die kleine Novize bewundernd, als ich das Lebenslicht einer ganzen Raupenfamilie ausblies. „Ich glaube, daß Sie in Ihrer Umgebung kein Gewürm, d. h. nichts Häßliches, Unklares oder Unwahres dulden würden. Aber ich bin Ihnen so dankbar, und Tante Christine wird es auch sein — vielleicht können Ihnen auch die armen Nonnen einmal einen Dienst leisten.“

„Wird mit Dank angenommen,“ scherzte ich in guter Laune. „Wenn die ehrwürdige Mutter am Ende einmal Lust bekäme, mich wider meinen Willen im Kloster festzuhalten, dann müßten Sie mir zur Flucht verhelfen.“

„Da dürfen Sie nur durch den Garten und über die Gartenmauer flüchten; denn Tante Christine hat nur die Schlüssel vom Hofthore in Verwahrung,“ sagte die Novize wieder mit vollstem Sonnenschein in den Augen. Die Idee, ich könnte aus dem Kloster durchgehen, kam ihr augenscheinlich sehr lustig vor. —

Und abends öffnete ich wieder mit banger Scheu das verborgene Fach, um das Tagebuch Schwester Berenas zu Ende zu lesen. Die nächstfolgenden Seiten enthielten nur kurze, knappe Notizen. Schwester Berena

berichtete jetzt immer nur, ob sie Stunde gehabt oder nicht, aber sie wurde von Tag zu Tag wortfarger; nur manchmal erschreckt oder entzückt sie ein Wort Julians, und sie grübelt darüber nach und meint, einer Aeußerung Bedeutung beilegen zu müssen, die nach meiner Meinung keine beanspruchen konnte, und fast umgekehrt manche hingeworfene Bemerkung nicht richtig, die für sie bestimmt war. Arme Schwester Verena! armes, kleines Vögelchen, das nicht weiß, daß es gefangen ist im unheilvollen Netze, weil die Fäden so zart sind und so goldig hell schimmern, daß man sie von der freien Himmelsluft sogar nicht unterscheiden kann!

Die eigenthümliche Notencorrespondenz scheint nicht fortgesetzt worden zu sein; wenigstens sagt das Tagebuch kein Wort davon und kein Wort auch von Verenas Gefühlen und Gedanken bis zum 6. November 1846. „Freitag“ hatte die Nonne dazu geschrieben, als wollte sie sich diesen Tag besonders einprägen. Klingen doch diese Zeilen wirklich wie der Schmerzensschrei eines gequälten Herzens. Schwester Verena schreibt: „Gott sei Dank, daß ich endlich, endlich in meiner Zelle bin und nicht mehr zu lügen und zu heucheln brauche! Ja, ich habe gelogen — nicht mit Worten, aber mit meinem Blicke! Heuchelei war der gelassene Klang meiner Stimme, Lüge der ruhige Ausdruck meiner Mienen! Allmächtiger Gott, strafe nicht Dein sündiges Geschöpf, und Du, gebenedeite Mutter des Erlösers, blicke erbarmend auf Dein armes Kind herab! Ich konnte heute nicht anders handeln, ich mußte schweigen; ach, es war keine rühmliche Selbstbeherrschung, es war feige, erbärmliche Lüge! —

Clarissa, liebe Schwester, höre mir zu, vor Dir will ich mich rechtfertigen, Dir will ich erzählen, wie alles gekommen ist; könnte ich jetzt nur den Kopf an Deine Brust legen und mich so recht ausweinen, dann wäre mir wohl besser. Doch, er hat recht, ich bin ein thörichtes Kind, wozu denn weinen. Ich habe auch keine Thränen, nur meine Augen brennen so sehr. —

Ich gieng heute ein wenig früher in das Musikzimmer, um nachzusehen, ob die Klostermagd gehörig

das Feuer besorgt habe; wir hatten heute einen ungewöhnlich kalten Wintertag; ein scharfer schneidender Wind wirbelte den Schnee von den Bäumen und bog die alten Stämme und dicken Aeste wie Weidenruthen; ihr Stöhnen und Aechzen klang ganz unheimlich. Im Musikzimmer war es aber hübsch und gemüthlich; das helle Feuer prasselte in dem kleinen weißen Ofen und warf durch das blinkende Messinggitter flackernde Lichter auf den getäfelten Fußboden. Ich setzte mich auf ein kleines Tabouret vor den Ofen und schaute in die Gluth, wie ich es schon als Kind so gern gethan hatte. Ich dachte darüber nach, ob der Graf in solchem Wetter wohl kommen würde, obgleich er nicht hatte absagen lassen, was er sonst immer zu thun pflegte, wenn er in irgend einer Weise verhindert war, die Stunde zu geben. Darüber überhörte ich, daß sich die Thür öffnete und Graf Julian mit Schwester Sybilla eintrat. Ich gewahrte die Gekommenen erst, als Graf Julians volle Stimme fragte: „Träumen Sie, Schwester Verena?“ und Schwester Sybilla hinzufügte: „Wie kann man sich nur so muthwillig die Augen verderben.“

Ich sprang sofort mit einem entschuldigenden Worte auf und gieng zum Claviere. Mittlerweile half Schwester Sybilla ihrem Bruder, den Pelz abzulegen. Der Graf stellte sich nun zum Ofen und rieb sich lächelnd die Hände. „Heute sind alle Klosterfrauen zu beneiden, weil sie nicht einmal in die Versuchung gerathen, den Kopf zur Thüre hinaus zu stecken,“ sagte er heiter. „Ich wäre gewiß nicht gekommen, wenn mit meinem Herrn Förster und Verwalter ein vernünftiges Wort zu sprechen wäre, aber man langweilt sich ja krank. Was Musik anbelangt, so liebt der eine nur Hundegebell und der andere nur Ruhglocken. Du erinnerst Dich der beiden rothnasigen Herren doch noch, Stelka?“

„Gewiß,“ erwiderte Schwester Sybilla, „aber Du darfst mich ja nicht mehr „Stelka“ nennen.“

„Sei mir nicht böse, Stelka, manchmal will Dein Klostername mir gar nicht über die Lippen, und rufe ich Dich einmal wieder mit dem lieben Namen, den Du mich einst stammeln lehrtest, dann vergeße ich manches, was

zwischen der Zeit liegt. Doch jetzt sei ein gutes Schwesterchen und Sorge, daß meinem armen Ferencz, der wahrscheinlich noch zähneklappernd auf dem Bocke sitzt, Jemand zu wissen thut, er möge in die Stadt fahren und die Pferde im „Stern“ eine Stunde lang einstellen; dabei soll er auch an sich denken.“

Schwester Sybilla schaute lächelnd den geliebten Bruder an. „So ungestlich sind wir nicht, daß wir nicht erst Deinem Ferencz aus der Klosterküche etwas Erwärmendes bieten würden,“ sagte sie liebenswürdig und gieng hinaus.

Raum hatte sich die Thür hinter der hohen Gestalt geschlossen, als sich Graf Julian hastig zu mir wandte und meine Hand ergriff. „Verena,“ sagte er mit unterdrückter Stimme, „wir haben nur Sekunden für uns; denn meine Schwester wird sofort zurückkehren. Ich verreise morgen schon auf Wochen, nein — auf Monate, um — um mir selbst ein Problem zu lösen. Als ich nur wenige Tage fort war, da wollte ich von Ihnen den Willkommengruß hören; diesmal möchte ich nicht fortgehen, ohne daß Ihre Lippen mir ein „Lebewohl“ gesagt haben. Wir können ja nicht wissen, ob wir unsterblich einmal wiedersehen, Verena!“

Ich starrte den Grafen wie fassungslos an. Mir schien in jener Sekunde, als würde irgend etwas Schreckliches über mich verhängt, als geschehe mir ein furchtbares Leid, gegen das ich mich nicht wehren durfte.

„Sie wollen fort,“ stammelte ich mit bebenden Lippen, „und Sie kommen nicht mehr wieder?“ Heiße Thränen traten mir ins Auge und rollten über meine Wangen, ohne daß ich es hindern konnte.

Um Himmelswillen, keine Thränen! Meine Schwester kann ja jede Sekunde kommen,“ rief der Graf, als er meine Bewegung sah. „Sie werden mich wohl bald vergessen, selbst in Ihrem einförmigen Klosterleben,“ fuhr er fort, „es sind nur die ersten Tage, an denen Sie mich vielleicht ein wenig vermissen werden; doch schnell, Verena — fällt Ihnen denn das Lebewohl ebenso schwer, wie ein „Willkommen?““

Gehorsam, wie ein Kind, sagte ich mit ersticker Stimme: „Leben Sie wohl,“ und er beugte sich schnell über meine Hand und küßte sie. Gleich darauf trat Schwester Sybilla wieder ein; aber Graf Julian saß schon am Klaviere, und ich hielt die Noten in der Hand; ich glaube nicht, daß Schwester Sybilla gesehen hat, wie das Blatt schwankte. Als die Stunde zu Ende war, empfahl sich der Graf in sehr gemessener und doch freundlicher Weise bei mir und jagte, er hoffe, falls er im Februar zurückkehre, die Stunden wieder aufnehmen zu können. Und dann bat Graf Julian seine Schwester, die von seinem Reiseprojecte schon unterrichtet gewesen zu sein schien, der ehrwürdigen Mutter mitzutheilen, daß er ihr einige Abschiedsworte zu sagen wünsche, und Schwester Sybilla ersuchte den Bruder, sich in das Sprechzimmer zu begeben. Die Geschwister entfernten sich zusammen, und ich blieb allein im Musikzimmer, das jetzt so finster und unheimlich aussah. Das Holzfeuer im Ofen war längst niedergebrannt. —

Und nun habe ich mir einigermaßen den bitteren Schmerz von der Seele geschrieben, und mich erfüllt nur eine tiefe Wehmuth. Es schmerzt mich so, daß ich so unvollkommen bin. Wie ist Schwester Sybilla geläutert und Gott ergeben! Ihr leiblicher Bruder hat für so lange Zeit Abschied genommen, und sie war ruhig und heiter, wie immer. Ich begriff sie nicht, daß sie essen konnte; mir kostete es die größte Anstrengung, etwas zu genießen, ich that es nur, um Fragen zu vermeiden. Und mir ist Graf Julian ja fremd, ein Lehrer, der Antheil an seiner Schülerin nimmt, nichts weiter. — Doch nein, mir war Graf Julian auch ein Bruder, ein lieber Freund geworden, von dem man ein Recht hat, sich mit schwerem Herzen zu trennen, wenn man in der Welt lebt, dem man aber, ohne mit der Wimper zu zucken, kommen und gehen sehen muß, wenn man im Kloster ist! Ich entseze mich vor mir selbst, wie weltlich ich noch in meinem Denken und Fühlen bin. Doch jetzt werde ich mich ernstlich bemühen, Einkehr in mich zu halten und mein Herz ganz vom Irdischen abzuziehen und dem Himmel zuzuwenden.

Mutter unseres Heilandes, stärke Du mich und tröste mich!

Wie wird es einsam hier sein, wie werde ich allein sein — allein.“

Die folgenden Seiten des Tagebuchs füllten wieder nur dürftige Notizen, müde Tagesberichte. Die arme Schwester Berena begann zu kränkeln, wie ich aus den kargen Mittheilungen ersah. Man hatte anstatt des Klosterarztes, der zufällig verreist war, einen andern Arzt rufen müssen, der für Schwester Berena Zerstreung empfahl, welchen Rath Schwester Sybilla mit Stirnrünzeln aufgenommen hatte. Als ob eine Nonne sich zerstreuen dürfe! Die gute Mutter Polyxena dagegen wollte die Schwester Berena in eine Filiale des Klosters schicken, die in einem südlicheren District des Landes lag, um durch die neue Umgebung und die Luftveränderung wieder einen Schimmer von Roth auf die blassen Wangen Berena's zu zaubern. Diesem Projecte widersetzte sich Berena auf das hartnäckigste, wie aus den Aufzeichnungen im Tagebuche hervorgieng. Allerdings wäre eine Winterreise unter den damaligen Verhältnissen für ein junges kränkliches Geschöpf nicht besonders rathsam gewesen, und aus diesem Grunde schien die Priorin ihren Plan aufgegeben zu haben.

Graf Julian's Namen nannte die Nonne in den Tagebuchberichten dieser Zeit nicht mehr; es machte fast den Eindruck, als vermeide sie, seiner zu gedenken. Manchmal kam nur eine leise schmerzliche Klage über die Einsamkeit und Einförmigkeit des Klosters und dann wieder eine heftige Selbstanklage wegen weltlicher Gesinnung, und immer folgte ein Gebet um den Frieden der Seele.

Anfangs Januar 1847 fieng Schwester Berena an, in dem Tagebuche von ihrer Sehnsucht nach dem Frühlinge zu sprechen. Die Nonne schien sich auch etwas wohler zu fühlen; denn sie erzählte in viel ruhigerem und heiterem Tone; aber so die rechte klösterliche Ergebenheit fand ich noch immer nicht in Schwester Berena's Aufzeichnungen. Am 14. Februar 1847, einem Sonntage, theilte die gutmüthige Priorin Schwester

Berena mit, daß Graf Julian in einem Briefe an Sybilla seine baldige Rückkehr in Aussicht gestellt habe. Nach kaum einem Vierteljahre also!

Diese Mittheilung verursachte aber keinen Sturm in Berenas Seele, wenigstens klang die betreffende Stelle in dem Tagebuche sehr gleichmüthig. „Ob er noch Lust haben wird, mir weiter Stunden zu geben?“ hatte sie nur gefragt und einen langen Gedankenstrich hinzugefügt.

Zehn Tage später war der Graf wirklich zurückgekehrt und besuchte die Priorin. Schwester Berena sah ihn nicht, aber die ehrwürdige Mutter sagte ihr, daß er dagewesen und in zwei Tagen wieder kommen werde, um die Gesangslectionen mit seiner Schülerin wieder zu beginnen.

„Ich freue mich darüber; doch ließ sich diese Güte von seinem edelmüthigen Herzen fast erwarten,“ schrieb Schwester Berena an diesem Tage, aber das war die einzige Aeußerung ihres Fühlens. Wie verschieden jedoch von der Kühle und Kargheit der bisherigen Berichte, über die ich schon von Herzen froh gewesen war, weil meine Seele das innigste Mitgefühl mit der armen Nonne Berena erfüllte, wie verschieden klangen die Zeilen vom 26. Februar.

„Ich habe ihn wiedergesehen, meinen lieben Bruder, meinen Freund! — Ach, hier — in Deinen Blättern, Du liebes Tagebuch, darf ich ihn ja so nennen! Mein Herz bebte vor Freude, als seine Hand die meine berührte, freilich nur schnell und flüchtig, aber der Druck war doch so warm und herzlich. Ich bin so glücklich! Mein Gott, es kann doch keine Sünde sein, sich über die Rückkehr eines Bruders zu freuen. Als wieder alles so war, wie sonst, als die gute ehrwürdige Mutter Polyxena in ihrer Fensterecke saß, und ich wieder mit dem Notenblatte neben dem Klaviere stand, auf das Tactzeichen, da ich in die Begleitung des Grafen einfallen mußte, wartend, da fühlte ich mich von so süßer Wehmuth, so seliger Rührung bewegt, daß mir die Stimme versagte. Graf Julian sah von seinen Klaviernoten mit einem herzlichen Blicke



zu mir auf — er verstand wohl meine Bewegung — und begann von Neuem die Begleitung; und nun setzte ich freilich mit noch zitternder Stimme ein, die sich aber von Tact zu Tact festigte. Die ehrwürdige Mutter war in ein illustriertes Werk vertieft, welches Graf Julian aus Paris mitgebracht hatte, so daß sie heute auf den Gesang gar nicht acht gab. Da spielte der Graf auf einmal etwas stärker und sagte halblaut während des Spieles zu mir: „Warum sind Sie so blaß, Schwester Berena?“

„Ich war eine Zeit lang nicht ganz wohl,“ erwiderte ich leise.

„Und ist es besser?“ fragte er so besorgt, daß ich ihm von Herzen dankbar war. Ich bejahte lächelnd, und er fuhr in gleicher halblauter Weise zu sprechen fort, sich von Zeit zu Zeit mit einem raschen Blicke versichernd, daß die ehrwürdige Mutter momentan nur sah, d. h. ihre Bilder, aber nichts hörte, was er sprach. „Ich habe der ehrwürdigen Mutter ein aus Elfenbein geschnitztes Crucifix mitgebracht,“ sagte Graf Julian, „und meiner Schwester das Buch, welches die Frau Priorin jetzt so eingehend beschäftigt, aber für Sie, Schwester Berena, habe ich nichts gefunden.“

„Aber, Herr Graf,“ rief ich abwehrend und wirklich auf's höchste verwundert aus, Sie hätten für mich nicht einmal in Gedanken etwas suchen dürfen. Ich bin Ihnen jedoch für Ihre freundliche Erinnerung schon sehr dankbar. Ich würde ja niemals etwas annehmen dürfen.“

„Gar nichts, Schwester Berena?“ fragte er, „und wenn ich Ihnen nun doch etwas mitgebracht hätte, das mir für Sie das einzig Passende schien? — Ich fand heute in meinem Garten das erste Veilchen — das habe ich Ihnen mitgebracht, hier ist es.“ Ich glaube, meine Wangen erglühten vor Freude über die liebe Gabe; mit diesem holden Frühlingskinde schien mir der Frühling selbst schon wiedergekehrt zu sein, und mit einem frohen Ausrufe wollte ich das Veilchen der ehrwürdigen Mutter zeigen, als ein warnender Blick des Grafen mich zurückhielt.

„Sagen Sie nichts darüber, ich wünsche es nicht,“ bemerkte er kurz und bat mich, jetzt das Graduale zu versuchen, das nächsten Sonntag auf dem Chore gesungen werden sollte. Ich begriff nicht recht, warum der Graf verlangte, daß ich von seiner freundlichen Aufmerksamkeit schweigen solle, aber er hat gewiß gute Gründe dafür; ich fühle, daß Graf Julian stets das Beste verlangt, und deshalb würde ich ihm in Allem, was er auch forderte, blind gehorchen und vertrauen. Wie lieblich das Veilchen duftet! Ich habe es auf ein Blättchen geheftet und will es als ein liebes Erinnerungszeichen aufbewahren. Zu Hause pflegte ich oft das „Veilchen“ von Mozart zu singen, mein Vater liebte es. Das Lied fällt mir heute fortwährend ein: „Es war ein herziges Veilchen!“ Bei uns im Kloster dürfen aber nur wenige weltliche Lieder gesungen werden. Schade —

Wie süß werde ich heute schlafen! —

Als ich diese Zeilen gelesen hatte, suchte ich aus dem Inhalte des verborgenen Faches von neuem das welke Veilchen heraus, von dem das Tagebuch soeben erzählte, und schaute es an, als könnten mir die nunmehr blassen, gelbbraunen Blumenblättchen noch viel, vielmehr von der sagen, in deren Händen sie geruht. Dann las ich weiter:

12. März.

„Heute bekam ich einen allerliebsten kleinen Strauß von Schneeglöckchen und Veilchen. Die lieblichen Frühlingsblüthen sind so zierlich geordnet, daß es eine Freude ist. Ich staune nur, wie geschickt der Graf mir die Blumen zu geben weiß, ohne daß es jemand bemerkte. Heute brachte er sie in einer Rolle Notenpapier. Der Strauß wird natürlich wieder getreulich aufbewahrt. Die Blumen, die mir Graf Julian gibt, werden für mich nicht welken.“

13. März.

„Ich bekomme wieder regelmäßig Noten zum Abschreiben, aber zwischen den Linien befindet sich jetzt fast immer ein Gruß, eine Zeile für mich. Ich wollte anfangs nicht antworten, aber der Graf wünschte es,

und vorgestern, als wir zufällig wieder einen Augenblick allein waren, fragte er mich, ob ich denn nie das Bedürfnis habe, meine Gedanken jemandem mitzutheilen. Ich erinnerte ihn darauf an mein Tagebuch, von dem ich ihm schon früher einmal erzählt hatte.

„Das ist ganz gut,“ erwiderte er, „wenn es darauf ankommt sich zu sammeln und Rückblicke zu thun, aber den Reiz eines mündlichen, und wenn das nicht möglich ist, eines schriftlichen Gedankenaustausches mit einem Freunde, diesen Reiz gewährt ein Tagebuch nicht.“

„Gewiß,“ sagte ich traurig, „ich habe schon oft schmerzlich empfunden, daß mein Tagebuch mir nicht „antwortet;“ ich könnte wohl häufiger mit meiner Schwester Clarissa correspondieren, doch alle kommenden und gehenden Briefe werden gelesen. Ich würde zwar nie etwas unrechtes schreiben, aber —“

„Aber,“ setzte der Graf fort, „es gibt doch Dinge, welche wir nur unserer eigenen Seele oder einem zweiten Selbst anvertrauen mögen, nicht wahr? Ich weiß das aus Erfahrung. Aber sagen Sie, Schwester Berena, könnten Sie mir so weit vertrauen, um einen solchen Gedankenaustausch mit mir einzugehen? Ich weiß so wenig von Ihnen, und möchte doch so gern recht viel wissen.“

Ich zögerte zwar einen Augenblick, den eigenthümlichen Vorschlag des Grafen anzunehmen, aber so sonderbar es auch klingen mag, ich bin dem Grafen gegenüber fast nicht im Stande „Nein“ zu sagen, wenn ich weiß, daß er ein „Ja“ zu hören wünscht, und ich bin überzeugt, die ehrwürdige Mutter und alle andern Schwestern, ja selbst Schwester Sybilla nicht ausgenommen, können sich dem bestimmenden Einflusse der imponierenden Persönlichkeit des Grafen auch nicht entziehen. Ich habe also eingewilligt, und mit sehnsüchtiger Freude erwarte ich den ersten Brief.“

19. März.

„Der heutige Tag schon brachte mir in einem Paquete Noten wohlverwahrt den ersten Brief meines neuen Bruders, wie ich ihn in Gedanken so gern nenne. Eine Welt von neuen Anschauungen erschlossen

mir diese Zeilen, die mir von seiner letzten Reise ausführlich wie ein Tagebuch erzählten. Ach, es ist ein Genuß, seinen Worten zu lauschen, denn für mich belebt sich jede Zeile mit dem Klange seiner Stimme, und wenn ich seine Briefe lese, träume ich, daß er neben mir weilt und sich die Mühe gibt, seiner armen Schwester all' sein Fühlen und Denken, sein Thun und Erleben zu schildern. Wie gut doch Graf Julian ist, und wie wunderschön er spricht. Wie werden meine Antwortzeilen dagegen armselig abstecken!"

28. März.

„Jede Musikstunde bringt Julian mir nun solch einen lieben Brief und nimmt von mir die Antwort auf den vorhergehenden mit. Unser Postverkehr läßt an Regelmäßigkeit nichts zu wünschen übrig, scherzt Graf Julian.

Und nun muß ich aber eine Frage an mein Gewissen richten: Ist mein Briefwechsel auch recht und keine Sünde? Ich weiß es nicht — und — ich will es auch nicht wissen. Was Julian will, kann ja kein Unrecht sein — ich vertraue ihm, wie man den Heiligen vertraut.“

5. April.

„Warum schickt Graf Julian mir ein solches Gedicht? Er wollte mein Urtheil über die Strophen hören, er hat sie selbst gedichtet. Sie gefallen mir so sehr gut, aber warum nannte er das Gedicht „An Berena.“ Ich verdiene es ja nicht, nein, ich nicht!“ —

Ich legte das Tagebuch zur Seite und schaute unter dem Päckchen Briefen, die, wie ich jetzt wußte, von der Hand meines Oheims, des Grafen Julian Tékli-Nagysakos herrührten, das Gedicht, welches die Schreiberin des Tagebuches erwähnte. Ich fand es leicht, stand doch wirklich in den charakteristisch festen Zügen darüber „An Berena.“ Es lautete:

„Hast Du's erlebt schon, wenn nach trüben Tagen,  
Da noch der eis'ge Winter kaum gefloh'n,  
Wenn sehnsuchtsvoll die Lüfte stürmend klagen,  
Und ahnend Frühlingsdunst Du athmest schon —  
Wie dann kommt über Nacht der Venz geschritten,  
Und Blüthen sprießen unter seinen Tritten?

Wie dann die Sonne gold'ne Schleier breitet  
 Ringsum, daß leuchtet, glüht und blüht die Welt,  
 Und dufftig blau sich rings der Himmel weitet,  
 Und farbig kleiden sich der Wald, das Feld;  
 Im Jubelchor, den holden Lenz zu preisen,  
 Erschallen rings der Vögel süße Weisen!

So war's, mein Liebling, da ich Dich gefunden —  
 Der Seele Winter floh vor'm Sonnenglück.  
 Da ich geseh'n Dich erst seit wenig Stunden,  
 Rief mir den Lenz schon wach Dein holder Blick.  
 Und Liebesblüthen leg' gleich Frühlingsgrüßen  
 Voll freud'gen Dankes ich zu Deinen Füßen."

Wieder schlang ich den Seidensfaden um die losen  
 Blätter und barg sie in dem verborgenen Fache; „arme  
 Schwester Berena,“ flüsterte ich vor mich hin, wie so  
 oft schon während der letzten Tage. Was sollte daraus  
 werden! Mir ahnte, daß die Lösung des dunklen Ge-  
 schickes, welches ich, gleich Wetterwolken, sich um das  
 Haupt der Nonne zusammenziehen sah, in den Blättern  
 des Tagebuches nicht zu finden sei!

Ich las weiter:

9. April.

„Heute erhielt ich die Nachricht, daß der Himmel  
 meiner theuren Clarissa das zweite Söhnchen geschenkt  
 habe. Mein Schwager schreibt ganz trunken vor Glück!  
 Es muß wohl ein entzückendes Bewußtsein sein, ein  
 theures Wesen im Arme zu halten, das uns gehört  
 ganz und ungetheilt, ein Wesen, das wir nur der Liebe  
 verdanken! Theure Schwester! wie freue ich mich über  
 Dein Glück, ich bin heimlich so stolz, daß dieses Glück  
 Dir durch mich ward, und in diesem Gedanken finde  
 ich auch einzig noch Ruhe. Ich habe mich für viel  
 stärker gehalten! Mein Gott — mein Gott — oft  
 wache ich jetzt nachts auf und höre eine liebe bekannte  
 Stimme mir in's Ohr flüstern: „Du hast an Dir und  
 mir gefrevelt, daß Du Deine Freiheit von Dir warfst,  
 wie einen werthlosen Stein, Du frevelst weiter; denn  
 Du dienest Gott mit halbem Herzen!“

Ich leide sehr und werde mir nicht klar darüber, was mir fehlt. Wenn ich vor zwei Jahren Clarissa beschworen hätte, mein Erbtheil zu nehmen und mich ruhig im Elternhause zu lassen, es wäre wohl besser gewesen. Könnte ich Clarissa noch einmal sehen, ich würde ihr sagen, nie und nimmer eines ihrer Kinder in ein Kloster gehen zu lassen, man stirbt darin sein lebenslang!

Julian citirte in seinem letzten Briefe den Ausspruch eines Schriftstellers, daß der Selbstmord die schlimmste aller Sünden sei, weil er nicht gesühnt werden könne. Julian fügt aber hinzu, daß es auch einen geistigen Selbstmord gebe, welcher zumeist aus Feigheit ungesühnt bleibe! Mein Gott, ich weiß, was Julian damit sagen will. Und immer wieder muß ich selbst mich fragen, hat der Graf recht. Ist es Sünde, die Freiheit zu opfern, wenn man dieses Opfer mit schwerem Herzen bringt, und verlangt Gott dieses Opfer?

Kann der Allmächtige wirklich wollen, daß sein Geschöpf, nachdem es erkannt hat, wohin alle seine Neigungen und Wünsche es ziehen, und daß es zu Grunde geht an Leib und Seele, wenn es die Fessel nicht sprengt, die es sich, wenn auch freiwillig umgelegt hat — kann der Allerbarmer wollen, daß es den Eidswur hält, der es elend macht?

„Alle Menschen haben das Recht und die Pflicht, glücklich zu sein,“ sagte Julian. Mein Erlöser, bin ich allein nur zum Jammer verdammt, weil ich geschworen habe — mit blinden Augen und tauben Ohren — damals — damals, da ich nicht wußte, was Glück ist!“ —

14. April.

„Schwester Sybilla sprach heute von dem kommenden Geburtstage Julians. Ich freue mich, daß ich den Tag, auf welchen sein Geburtstag fällt, den 24. Mai, glücklich erlauschte. Ich werde heimlich, ich ganz allein die Stickerei zu einer Notenmappe arbeiten; ich weiß, das wird ihn freuen.“

Julian sagte mir gestern leise, ich möge einmal darüber nachdenken, ob Gott ein gütiger Vater, oder ein unerbittlicher, grausamer Richter sei. Ich konnte

nicht antworten, da Schwester Sybilla mit einem sonderbaren Ausdrucke in den großen Augen zu uns herüber sah.“ —

15. April.

„Christine, unsere Küchenschwester, welche eine große Anhänglichkeit an mich zeigt, theilte mir heute beim Spaziergange mit, daß sie zufällig beim offenen Fenster des Refectoriums gehört habe, wie Schwester Sybilla, die gute ehrwürdige Mutter zu bestimmen suchte, meine Gefangsstunden bei dem Grafen Julian abzubrechen; da ihr, der Schwester Sybilla, diese Stunden nun, da meine Stimme so ausgebildet sei, nicht mehr nöthig erschienen. Schwester Sybilla hatte noch etwas hinzugefügt, was Christine nicht hatte verstehen können, aber die ehrwürdige Mutter habe darauf geantwortet: „Das glaube ich entschieden nicht.“ Schwester Christine bemerkte weiter, daß sie mir auf jeden Fall das zufällig gehörte Gespräch mitgetheilt haben würde, damit ich nicht zu sehr erschrecke, wenn mich die ehrwürdige Mutter vielleicht bald von dem Aufhören der Gefangsstunden benachrichtige. Die Küchenschwester hatte in so mitleidigem Tone gesprochen, daß ich mich tief verletzt fühlte. Christine konnte doch nicht ahnen, wie schmerzlich meine Seele bei dem Gedanken erbebe, keine Stunde mehr nehmen zu dürfen. Ich staune noch jetzt, daß es mir gelang, ganz ruhig und beherrscht zu sprechen.

„Warum sollte ich über eine Nachricht erschrecken, welche ich täglich erwarte!“ erwiderte ich möglichst unbefangen, „der Herr Graf war sehr gütig, mich so lange zu unterrichten, aber Schwester Sybilla hat recht, es hieße wirklich diese Güte mißbrauchen, wenn ich länger seine Zeit in Anspruch nähme.“

„Gut für Sie, wenn Sie so denken,“ entgegnete Schwester Christine, als ich schwieg, doch sah sie mich so forschend an, daß ich nach einem Vorwande suchte, um in das Haus zurückkehren zu können.

Und in meiner Zelle, da dachte und dachte ich, bis mich der Kopf schmerzte und eine unerklärliche Bangigkeit mir nicht Ruhe noch Rast ließ. Mich beunruhigte die Mittheilung im höchsten Grade, umso-

mehr, da ich schon seit längerer Zeit, das heißt, fast seit der Rückkehr Julians fühle, daß Schwester Sybilla mich oft mit einem gewissen Mißtrauen ansieht. Ich habe es mich bis heute nicht sonderlich kümmern lassen, ich meinte immer, ich täusche mich; aber jetzt kann ich nicht mehr daran zweifeln, daß mir Schwester Sybilla aus irgend einem Grunde nicht mehr wohl will. Aber was mag dieser Grund nur sein? Von meiner Correspondenz mit Julian kann sie unmöglich Kenntniss haben. Es ist übrigens nicht unwahrscheinlich, daß sie Julian einigemale leise zu mir sprechen sah, da sie jetzt ziemlich häufig den Stunden beiwohnte. Was mag Schwester Sybilla nur gesagt haben, daß die ehrwürdige Mutter antworten konnte, „ich glaube es entschieden nicht?“

Mein Herz ist recht schwer und bekümmert, als ob irgend ein Unheil mir drohte; wäre ich keine Nonne und Julian mein Bruder, wie könnte ich mich dann aussprechen! Mit freundlicher Geduld würde er mich anhören, und für jedes, jedes Leid hätte er ein mildes Wort. Ich darf ihm wohl alles schreiben, aber welcher ein dürftiger Behelf ist das!

Und wenn Julian nicht mehr in die Stunde kommen wird, wenn ich seine liebe, weiche Stimme nicht mehr hören darf, nicht mehr ihn sehen, ihn erwarten von Tag zu Tag, wie auf Sonnenblicke in nebelgrauen Stunden — ich vermags nicht auszuendenken, was dann aus mir werden soll! Mein Trost ist, daß ich nicht lange leben werde; Julian ist zu meinem Dasein nothwendig, wie die Luft die wir athmen, wie das Wasser, das wir trinken! Und wenn ich ihn nicht mehr sehen darf, wie süß wird dann der Tod sein, er macht ja frei.

Barmherziger Gott, Du wirst mich nicht richten nach meinen Sünden, ich habe den Schöpfer ja niemals über dem Geschöpfe vergessen; Julian lehrte mich ja erst Deine Größe und Güte fassen; seit sein Geist zu dem meinen spricht, verstehe ich erst Deine Göttlichkeit, die das All durchfluthet. Kann es ein Verbrechen sein, aufzugehen in einem Wunder Deiner Hand, in



dem hehrsten Menschengesicht, der göttlich ist, weil er nach Göttlichkeit strebt?

Mein Gott, das denke ich heute, und morgen liege ich im Staube vor Deinem Altar und presse meine Stirn auf die kalten Steine, um die glühenden Gedanken zu bannen; und doch löscht keine Fluth von Neuethränen die Flammen mehr. Ich liege schlaflos oft die ganze Nacht von den quälendsten Vorstellungen gepeinigt, und morgens, wenn die Sonne in meine Zelle scheint, dann weiß ich nicht, weshalb ich mich quäle, und ich schaue ruhig in das leuchtende Himmelblau empor. Hat mir ein Dämon so den Sinn verwirrt, daß ich nicht Sünde mehr von Tugend unterscheide; oder hat ein Engel meine Seele berührt und sie einer neuen Welt geöffnet? —

Wie spät es schon ist! Ich bin müde.“ —

22. April.

„Bin ich noch dieselbe wie gestern, ist es dieselbe arme Nonne Berena, die heute Mittags gehorsam aus dem Legendenbuche las mit monotoner Stimme und trostlosem Herzen, die jetzt vor ihrem Tagebuche sitzt, um seinen Blättern zu sagen, daß — daß sie glücklich, namenlos glücklich ist? Wie kann ich nur schreiben, da mein Blut in allen meinen Adern klopft? Wie kann ich nur denken, da meine Gedanken, wie von einem Sturmwind gefaßt, sich in tollem Wirbel um einen, einen Punkt drehen? Ich bin keine Nonne mehr, sondern ein seliges, beseligtes Weib! Ach, ich darf freilich nicht an die Zukunft denken, wenn nicht all' mein Glück sich in jammervolles Elend wandeln soll. Doch „Muth und Hoffnung“ hat er mir zugeflüstert als ein tröstend Lofungswort, und muthig will ich hoffen, weil ich ihm vertraue und an ihn glaube in Ewigkeit!

In der letzten Stunde erhielt ich als Antwort auf meinen Bericht über Schwester Christina's Mittheilungen nur wenige Zeilen, in welchen Julian mir sagte, daß er sich längst von Sybilla beobachtet gefühlt und deshalb seit einiger Zeit schon mit dem Gedanken umgegangen sei, ein Ende zu machen; damals verstand ich nicht, was Julian damit meinte. Dann

bat er in dem Bilette weiter, ich möge zur nächsten Stunde, also heute, recht früh in's Musikzimmer kommen, er wolle es möglich machen, mich allein zu sprechen.

Erwartungsvoll begab ich mich fast eine halbe Stunde vor der festgesetzten Zeit in das Musikzimmer; doch als ich eintrat, war Julian schon da, und allein. Wie er das zu Wege gebracht hat, ist mir ein Räthsel. Ich fragte nicht darnach; denn Julian schritt rasch auf mich zu, und ich sah erschreckt, wie blaß sein Gesicht war.

„Endlich!“ rief er mir entgegen und faßte meine beiden Hände, „ich warte seit zehn Minuten schon auf Sie, Berena!“ Wohlklang seine Stimme wohl lautend wie immer, aber nicht ganz so beherrscht wie sonst, sie bebte leicht.

„Was haben sie mir zu sagen, Herr Graf,“ fragte ich ängstlich.

„Vor allem, daß ich für Sie nicht der „Herr Graf“ bin, Berena. Oder kann man den Namen, den man schreibt, nicht auch sprechen? Ich hoffe, daß Sie bald, sehr bald es gewöhnen werden, nur „Julian“ zu sagen; doch hören Sie mich, so lange wir allein sind, einige Augenblicke geduldig an.

Ich sah Sie zuerst, Berena, an dem Tage, da Ihr blondes Haar auf die Stufen des Altars fiel. Damals fragte ich mich, was wohl ein so junges schönes Wesen veranlaßt haben mochte, in's Kloster zu gehen. Wenige Tage später hörte ich Sie singen; da entzückte mich die Reinheit und Biegsamkeit Ihrer Stimme, so daß ich eine Art von theilnehmendem Interesse für Sie fühlte. Ich beschloß, den Versuch zu machen, Sie unterrichten zu dürfen, und zwar aus reiner Freude an Musik und Gesang. Mein Motiv wurde acceptirt; ich gab Ihnen Stunde und lernte Sie und Ihr Wesen Tag um Tag besser kennen, bis ich endlich entdeckte, daß die kleine Nonne mit der süßen Stimme, die arme gefangene Nachtigall, meine ganze Seele eingenommen habe, daß der Gedanke an sie all' mein Fühlen beherrsche.

Da reiste ich ab, um Ihren Frieden nicht zu stören, weil ich glaubte, das holde Lächeln, welches Sie

zuweilen für mich hatten, sei nichts, als der Ausdruck gütiger, vielleicht ein klein wenig dankbarer Schwesterlicher Gefinnung. Doch, wohin ich mich auch wandte, überall hin folgte mir Ihr Bild, Berena! Wenn ich die Augen schloß, sah ich Sie vor mir stehen. — Doch, ich bin ein Mann, und wäre wohl im Stande gewesen, weiter zu leben mit der ewig ungestillten Sehnsucht nach Berena im Herzen. Da erhielt ich von der ehrwürdigen Mutter ein ausführliches Schreiben nach Paris als Beantwortung einiger Zeilen, welche ich von Neapel an sie gerichtet hatte, da die Briefe meiner Schwester niemals Ihrer, Berena, erwähnten. Die ehrwürdige Mutter aber erzählte, Sie seien krank, Berena, Sie sähen zum Erbarmen trüb und matt aus.

Da gab es für mich kein Halten mehr; ich mußte fort und Sie wieder sehen um jeden Preis, wenn ich auch mit Gewalt die verlockende Stimme zum Schweigen zu bringen suchte, die mir zuflüsterte, daß Berena vielleicht um meinetwillen litt. — Ich kehrte zurück, und der erste Blick in Ihre Augen sagte mir, daß ich mich nicht getäuscht, daß Ihr Herz mir gehöre, mir, Berena.

Doch immer noch schwieg ich, um nicht die kleine schüchterne Taube zu erschrecken; aber von diesem Momente an wollte ich glücklich sein, und ein rechter Wille ist allmächtig. Und jetzt frage ich Dich, Berena, willst Du mein sein, mein geliebtes, süßes Weib, trotz allem, allem was scheinbar unüberwindbar trennend zwischen uns steht?“

Ich lag an seinem Herzen und fühlte seine Lippen auf den meinen, und leise, leise flüsterte ich ihm zu, trunken, selbstvergessen in der Wonne des Augenblickes: „Ich habe Dich zum Sterben lieb!“

„Nein, leben sollst Du, leben für mich,“ sagte er zärtlich und zog mich fester an sich. Plötzlich aber überfluthete mich heiße Angst, der Gedanke an die unlöslichen Fesseln meines Lebens machte mein Blut erstarren. „Ich kann ja nicht,“ sagte ich stockend, „ich darf ja nicht, ich bin ja eine Nonne; was das Kloster

hält, das läßt es nicht, und mein Gelübde bindet ewig.“

Seine treuen, lieben Augen suchten mit ernstem Blicke die meinen, mit sanfter Gewalt hob er meinen gesenkten Kopf empor.

„Berena,“ sagte er, „wenn ein Mensch vielleicht aus irgend einem Grunde gelobt hat, einen Selbstmord zu begehen, und später sein Gelübde bricht und fromm und rechtschaffen weiter lebt, glaubst Du, daß Gott diesen Menschen verdammen würde? Siehst Du,“ fuhr er fort, als ich leise den Kopf schüttelte, „so verhält es sich mit Deinem Gelübde. Du hast gelobt, Deine Freiheit, Dein Recht auf Glück zu opfern, Du hast gelobt, dem herrlichsten Gute der Menschenbrust, der Liebe, zu entsagen; der Pflicht, Deiner weiblichen Bestimmung gerecht zu werden, hast Du Dich eigenmächtig entzogen und geglaubt, ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun. Solche Gelübde kann aber Gott nicht annehmen; denn sie verstoßen gegen die Vernunft, welche uns gottähnlich macht. Fanatischer Menschenwahnsinn hat diese thörichten Formeln erfunden, und damit dem Schöpfer, dem Erbarmer, dem Erhalter des Alls schneidend Hohn gesprochen. Ein Gelübde, welches auf Freiheit, Liebe und Glück verzichtet, ist Verbrechen, weil man damit die herrlichsten Gaben des Schöpfers ihm vor die Füße wirft. Und das wirfst Du nicht, Berena. Du wirfst hoffen und vertrauen, es wird alles noch gut werden. Ich will“ —

Julian konnte nicht weiter sprechen; denn wir hörten nahende Schritte. Julian küßte mich rasch noch einmal, dann eilte er an das Clavier und markierte eine Melodie, als Schwester Sybilla hereintrat, mit strengem Ausdruck, hinter dem sich etwas wie heimlicher Kummer barg, in den ernstesten Zügen. Sybilla grüßte still und nahm den Platz beim Fenster ein, während Julian die scheinbar begonnene Lektion fortsetzte.

Als die Stunde zu Ende war, sagte er zu Sybilla, sie möge ihn noch zur ehrwürdigen Mutter führen, er habe der Priorin eine Mittheilung zu machen.

Schwester Sybilla ließ heute aber ihren Bruder nicht zurück, wie sie gewöhnlich zu thun pflegte, bis sie den Gast der ehrwürdigen Mutter gemeldet hatte, sondern sie forderte ihn auf, gleich mit ihr zu gehen, und ich hörte seine kräftigen sicheren Schritte auf den Steinfliesen des Corridors verhallen. — So glücklich ich bin, so bin ich doch in namenloser Aufregung — ich habe nicht die geringste Ahnung, was Julian zu thun gedenkt. Der ehrwürdigen Mutter hat er wohl nicht, wie ich gefürchtet habe, unsere Liebe entdeckt; denn sie sprach heute Abend unbefangen und freundlich mit mir, wie immer.

Doch wie Du willst, mein Herr und Gott, meine Liebe muß ja lauter und rein sein, weil ich so viel inniger zu Dir beten kann. Ich will muthig hoffen! Und kommt das Schlimmste, verbannt man mich in ein düsteres Klostergefängnis, so daß ich nichts mehr zu sehen bekomme von Licht und Luft, so werde ich doch glücklich sein in der Erinnerung an die heutige Stunde. Seine Lippen haben meinen Mund berührt, seine Stimme hat mir gesagt, daß er mich lieb hat, mich, die Arme, Unscheinbare. — Gott segne ihn für dieses Wort, das ich ersehnt habe mit allen Fibern meines Herzens; denn ich liebe ihn, ich liebe ihn mehr als mein Leben!“

Erschüttert legte ich das Tagebuch aus der Hand — ich war nicht im Stande, weiter zu lesen, so ergriffen war ich von der rührenden Unbefangenheit der armen Schwester Verena.

#### IV.

Erst am nächsten Abende konnte ich weiter lesen, und ich wäre kaum im Stande zu schildern, mit welcher bangem Gefühle ich Verena's Tagebuch wieder öffnete.

23. April.

„Als ich heute nachmittags in dem Seitenwege des Gartens auf und ab schritt, glücklich in meinen Gedanken und glücklich, daß ich zufällig allein gehen konnte, sah ich, daß unser alter Kloster Gärtner plötzlich aus dem Mittelwege herüberkam und sich hier mit dem Beschneiden des Gesträuches zu thun machte. Als ich